

Nr. 226. Bromberg, den 2. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mogi brachte das alles in einem unbeschwerten Plauderton vor. Nur die Oberlippe hob sich ein wenig im Spott.

Eppo saß blutübergossen auf dem Diwan.

Warum sagt sie mir das? dachte er, warum höre ich mir diese Geschichten mit an, ohne aufzuspringen und ihr ihre Farbtöpfe ins Gesicht zu schütten?

Wer war dieses Mädel, das ihn mit der größten Gelassenheit mit einem Neger verglich? Mit einem Neger, der für Geld — — —

Plötzlich hatte er den Gedanken gefunden, der ihn herausriß aus der Schande, mit der er beworfen wurde.

Er zog diesen Gedanken hervor wie eine gute blanke Waffe. „Ihr Vergleich ist falsch! Die Kreaturen, mit denen Sie mich gleichzustellen belieben, waren bezahlt! Ich treibe Sport um des Sportes willen! Wie können Sie sagen, ich nehme anderen das Brot weg? Es geht morgen nicht um das Brot — es geht um die Ehre! Das scheinen Sie nicht zu wissen."

„Ist das wirklich eine Ehre?" fragte Mogi langsam und sah einen Augenblick von ihrer Arbeit auf. „Ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich weiß nur, daß die, gegen die Sie morgen kämpfen, alle mehr wert sind als Sie. Alle. Noch der Letzte ist hundertmal mehr wert — und wenn Sie ihn hundertfach besiegen!

Denn am Tage nach dem Kampf — am nächsten Morgen, treten sie alle wieder an zu dem großen, dem wirklichen Kampf. — Man nennt ihn den Lebenskampf, Herr Wyngarthen! Er ist schwer, unendlich viel schwerer als Hochspringen und Diskuswerfen, aber er ist notwendig, und der Sieg ist schön.

Jeder der Kämpfer von morgen füllt übermorgen seinen Posten aus, auf den er gestellt ist oder sich selbst gestellt hat. Jeder — außer Ihnen. — Alle haben sie ihren Beruf, ihre Arbeit, ihren Zweck, ihren Sinn — alle außer Ihnen.

Was tun Sie übermorgen, wenn Sie morgen gesiegt haben? — Sie freuen sich! — Ich gönne Ihnen diese Freude. — Und dann? — Sie trainieren wieder. Sie lernen noch schneller laufen, noch höher springen, noch weiter werfen. Und dann? — Sie gewinnen alle Konkurrenzen, an denen Sie teilnehmen. Sie werden Weltmeister. Man macht Ihnen Geldangebote. Sie lehnen sie ab. Denn Sie haben von Haus aus genug Geld. Außerdem geht es ja um die Ehre! Und dann? — und dann? — — —

Sie tun mir sehr leid, Herr Wyngarthen, wenn ich an dieses „und dann" denke!

Denn es wird Ihnen eines Tages etwas fehlen, was Sie nicht erlaufen können. Ein Zielband, das nicht über eine Aschenbahn gespannt ist, das Sie nie erreichen können, weil Sie auf der falschen Bahn gestartet sind. — Ein toter Punkt tritt in Ihrem Leben ein, den Sie nicht überwinden können, weil Ihnen die Waffen dazu fehlen. Sie werden erkennen, daß Ihr Leben ohne Inhalt, Ihr Dasein ohne Zweck ist.

Denn Sport ist kein Selbstzweck! — Sport ist Ablenkung, Erfrischung, Festigung. Rekorde sind weiter nichts als sichtbarer Anreiz, den die Menschen brauchen. Mit einem Weltrekord nützen Sie keinem Menschen etwas. Sich nicht und den anderen nicht.

Ich sehe keine Ehre darin, Herr Wyngarthen!"

Mogi schwieg — es wurde ganz still in dem blauen Zimmer.

Eppo fand keine Entgegnung.

Das Mädchen hatte in einer Sprache gesprochen, die er verstand. Sie hatte recht mit jedem Wort, das sie gesagt hatte!

Ja, es war wirklich so. Er ließ sich von seinem Bruder ernähren und abrichten. Er war weiter nichts als — ein Akrobat. Für seine Schaustellung nahm er kein Geld. Aber er kassierte Ehre, die keine Ehre war. Lorbeeren, die, wenn sie verwelken, zum traurigen Symbol einer nutzlos vertanen Jugend wurden.

Wie anders das alles aussah, als wenn Robert davon sprach!

Das Leben hatte tausend Seiten. Von jedem Punkt sah es anders aus.

Einen Augenblick schämte sich Eppo, wie schnell er neuen Gesichtspunkten zugänglich war. Dann erinnerte er sich daran, daß er selbst oft genug den Gedanken an das Später hatte denken wollen. Er hatte ihn immer ängstlich in das Unterbewußtsein zurückgestoßen, aus dem er kam.

Nein — dieses seltsame Mädel hatte recht! Und Robert hatte unrecht!

Ein Stern fiel vom Himmel. Ein großer leuchtender Stern. Der Himmel war schwarz. Morgen war ein häßlicher Tag. Man mußte morgen mit Robby sprechen. Mußte ihm den Kontrakt brechen. Man gehörte nicht zu Menschen, die weiterwurschteln, wenn sie sehen, das der Kurs falsch ist — Robby würde das einsehen. Er mußte es begreifen!

Eppo sah auf das Mädchen, das emsig mit dem Pinsel über den Stoff fuhr.

Wußte sie, was sie angerichtet hatte?

Mogi fühlte seinen Blick — sie sah auf. Ihre Augen begegneten sich.

Er sah, daß etwas wie Angst in ihrem Blick zitterte und wunderte sich. Was war das überhaupt für ein merkwürdiges Menschenkind, das ihn aus seiner Bahn reißen und ihn umkrempeln wollte wie einen Handschuh. Was ging ihn ein Fräulein Jakobs an, und was ging er sie an, daß sie so um seine Zukunft besorgt schien?

„Was wollen Sie eigentlich von mir?" fragte er. „Ich weiß es immer noch nicht."

Mogi riß sich zusammen. Sie fühlte ihren Sieg. Man mußte das Letzte wagen.

„Ich will, daß Sie morgen nicht antreten oder — daß Sie Zweiter werden."

Das war deutlich! Das stieß denn doch auf Widerstand.

Ein unbändiger, hochmütiger Trotz stieg in Eppo auf.

Wie kam er dazu, einen Sieg zu verschenken, den er selbst erst schwer erringen mußte? Nur weil diese un-

schuldigen Rehaugen darum baten, weil dieser aufreizende Mund es forderte?

„So", sagte er langsam und wußte, wie jämmerlich es war. „Und was bieten Sie mir dafür?"

Mogi wurde rot, als habe sie plötzlich einen Schlag empfangen.

„Schade — ich dachte, Sie wären ein anständiger Kerl. Aber Sie sind auch nur — Herr Moll."

„Ich kenne Ihren Herrn Moll nicht, aber Sie können doch unmöglich verlangen, daß ich einfach auf etwas verzichte, nur — —"

„Ich kann gar nichts von Ihnen verlangen", sagte Mogi ruhig, und ihre Augen schlossen sich zu Spalten, „gar nichts, denn ich habe Ihnen nichts zu bieten."

Er biß sich auf die Lippen. Er hatte das Mädchen verletzt, dem er Dank schuldete. Sie hatte ihm die Augen geöffnet, und er pochte auf seine Überlegenheit.

Er lenkte ein. „Gehört denn Ihr Bruder auch zu denen, die im Lebenskampf stehen?"

„Stehen? —" Mogi lachte bitter, „bis jetzt ist er gekrochen. Wenn er morgen gewinnt wird er stehen. Ich wünsche es ihm, und ich kämpfe dafür", sie sah Eppo voll an, „Sie tun die erste nützliche Tat Ihres Lebens, Herr Wyngarthen, wenn Sie sich überwinden."

Schweigen lag über dem Zimmer. Mogi hörte ihr Herz bis zum Halse klopfen. Plötzlich streckte Eppo ihr impulsiv die Hand hin. „Wird er denn gewinnen, Ihr Bruder?"

„Hoffen wir es", sagte Mogi froh und schlug ein. „Und wenn er nicht siegt — nun so haben wir beide wenigstens das Bewußtsein anständig gehandelt zu haben.

„Das ist doch immer noch das wichtigste, nicht wahr, Herr Wyngarthen?" — —

Eine weiche, warme Nacht nahm Eppo auf, als er aus dem Hause der Beymestraße trat, das Mogi hinter ihm abschloß.

Ob ich der erste bin, den sie so heimlich nachts aus dem Hause läßt? dachte er. Doch im gleichen Augenblick bekam er, allein auf der nächtlichen Straße, einen roten Kopf. Als ob sie seine Frage gehört haben könnte.

Nein, dieses Mädchen war so sauber wie das blaue Nest, in dem es wie ein kleines seltenes Vögelchen nistete. Nur scheu war es nicht — das konnte man nicht behaupten.

Eppo nahm große Schritte. Er wollte nicht in irgend einer dumpfen Autodroschke nach Hause fahren.

Das Marschieren tat ihm wohl. Seine etwas durcheinandergebrachten Gedanken rückten wieder in die Reihe. Er legte sich einen richtigen Angriffsplan zurecht, wie er Robert mit seiner frisch erworbenen neuen Lebensauffassung überrumpeln wollte.

Nach etwa einstündigem Marsch kam er in der Eilenburg-Allee an.

Als er die Sportanlagen durchquerte, hatte er doch plötzlich einen unangenehmen Druck in der Magengegend. — Was würde Robert sagen, daß er jetzt erst nach Hause kam? Daß er sich die Nacht vor der großen Prüfung um die Ohren geschlagen hatte? Robert, der von seiner nächtlichen Wanderung noch nichts wußte?

Eppo warf alle seine Pläne wieder um.

Hier im Lichte des werdenden Tages, hier im Bereiche des Sports, sah alles wieder ganz anders aus. — Robert würde ihn nicht begreifen.

Nein, er konnte ihm das nicht antun. Er mußte wenigstens heute im Stadion antreten. Eppo nahm sich vor, nach dem Kampf mit dem Bruder zu sprechen. Heute mußte man eben sehen: war der andere wirklich so gut, daß er es verdiente, so würde man ihn gewinnen lassen. Ehrgeiz war in diesem Augenblick nicht mehr viel in Eppo.

Was er heute tat, tat er um Roberts willen, und — er mußte lächeln bei dem Gedanken — was er unterließ, das unterließ er für Imogen Jakobs.

Ein Gefühl der Überlegenheit ergriff ihn. So sicher war er, so sicher wurde sein Sieg eingeschätzt, daß er in der Arena Schicksal spielen konnte.

Aber es war keine Freude in dieser Überlegenheit. Mogis Saat war aufgegangen. — —

Eppo erklomm leise die Treppe, die sich durch die große durchgehende Diele zog. Im oberen Stockwerk lagen die Schlafräume. Behutsam wie ein Dieb zog er die Tür seines Zimmers hinter sich zu.

Auf seinem Bett lag ein Zettel in Roberts kleiner Gelehrtenhandschrift:

„Du brauchst heute nicht anzutreten. Geh zu Deinem kleinen Mädchen und amüsiere Dich dort!"

Eppo wurde aschfahl.

Er hielt den Zettel in der Hand. Die Buchstaben verschwammen.

Eine Weile stand er so — die Lippen zusammengepreßt. Eine tiefe Falte grub sich in das junge braune Gesicht.

Das war zu viel, was Robert sich da herausnahm! — Mit diesem Zettel gab er dem Mädchen recht, das ihn mit einem willenlosen Negersklaven verglich!

Eppo vergaß ganz, daß er mit dem Wunsche hierher gekommen war, an dem Meisterschaftskampf nicht teilzunehmen. Er beachtete nicht, daß der Zettel seinen Wunsch erfüllte.

Dieser Zettel war für ihn weiter nichts als tiefste Demütigung. Robert hatte keinen Grund, ihn so zu behandeln!

Eppo hatte sich von dem Mädchen, das er liebte, getrennt, weil Robert es so wünschte. Aber er hatte dem Bruder damals nicht einen Augenblick geglaubt, der vorgab, Leila im Karnaktempel nicht angetroffen zu haben. Er hatte nichts gesagt, um die Harmonie mit dem Bruder nicht zu stören, die das einzige war, was ihm blieb. Wer weiß, was Robert mit ihr gesprochen hatte — wer weiß, ob er überhaupt dagewesen war.

Eppo hatte geschwiegen. Und Robert —?

Robert ließ ihn bespitzeln!

Und wenn der Nigger einmal später nach Hause kam, dann wurde er abgeschafft! Dann schrieb man ihm einen solchen Wisch! Hielt ihn nicht einmal einer mündlichen Aussprache für würdig. Sondern verdächtigte ihn auf das gemeinste.

Was sich Robert wohl dachte? Traute er das seinem kleinen Bruder wirklich zu — eine Nacht vor dem Kampf? — — Wie gemein! Wie unfaßlich gemein! —

Hitze stieg in Eppos Augen. Sein Unterkiefer schob sich vor.

Dann zog er hastig einen Bleistift aus der Tasche und schrieb in großen störrischen Buchstaben quer über die Rückseite des Zettels:

„Die Kündigung wird angenommen!"

Er spießte das Papier mit seinem großen Taschenmesser an die weiße Zimmertür. — Das hatte man schon so gehalten, als man noch als Gotenkönig Totila den bösen Römern den Krieg erklärte.

Dann verließ er das Haus — stumm und ohne Ziel —

— — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Von der Naturangst zur Naturfreude.

Von Universitätsprofessor Dr. H. Dinger, Jena.

Nicht immer war die Mehrheit der Natur gegenüber so eingestellt wie heute. Solange der Mensch noch in ungleichem Kampfe mit ihr rang, also in den vielen Jahrtausenden vor uns, konnte sie ihm noch kein Gegenstand der Schönheit sein, auch kein freudig ersehntes Ziel der Erholung, sondern nur ein Geheimnis, eine Welt des Staunens und noch viel mehr des Schreckens, der Angst und der Furcht. Eine rätselhafte Macht, die ihn tagtäglich bedrohte; seine Ernährerin zwar, aber eine launische und willkürliche, die oft genug sein mühsames Arbeitswerk vernichtete, ihn mit Hunger und Elend plagte, ja mit dem Tode überfiel. Er versuchte wohl, sich ihr Walten zu deuten; aber er vermochte dies nicht anders, als daß er ihr Menschliches ansann und andichtete. Alle Religion ist ursprünglich Naturreligion gewesen, die in seltsamsten mythischen Vorstellungen die Naturkräfte in Mensch- oder Tiergestalt sah, ihnen einen Kult widmete, der Furcht und Hoffnung, Angst und Wunsch gleichzeitig in sich schloß. Und als endlich hervorragende Geister in den jonisch-hellenischen Kolonien an Kleinasiens Küste dazu aufstiegen, das Weltphänomen statt durch Mythen mit Hilfe wissenschaftlichen Denkens zu erklären, mußte die erste Philosophie eine Naturphilosophie sein. Naturerscheinungen, wie z. B. die

Verfinsterungen der großen Himmelsgestirne, wurden ehedem als Kämpfe von Dämonen oder Heroen gedacht. Die germanische Siegfriedsage hat in solchen Vorstellungen ihren Urquell. Im alten Peru wurde der Sonnengott an den Tag- und Nachtgleichen mit hohen Kultfesten gefeiert, daran der Kaiser, der Inka, selbst mit großem Pompe teilnahm, denn er war der Sohn der Sonne. Und bis in unsere Tage verscheuchten die Chinesen unter großem Aufwande von Geschrei und Feuerwerk den Drachen, der Mond oder Sonne zu verschlingen drohte. Aber schon der erste Philosoph, Thales von Milet, soll, nach dem Zeugnis Herodots, die Sonnenfinsternis des Jahres 585 vor Christus im voraus berechnet haben.

Die eigentliche Umstellung im Verhältnisse zur Natur, die ästhetische, trat jedoch immer erst viel später ein, und zwar dann, als nicht die Natur, sondern die Kultur den Menschen bedrückte, in Zeiten der Überzivilisation, und zwar als Reaktion gegen diese. Das geschah im späten Hellenismus, im Alexandrinertum, und zur römischen Kaiserzeit. Da erschien den überfeinerten und übermüdeten Großstädtern das Leben der Hirten, Schiffer, Fischer und Jäger auf einmal als ein Ideal. Man beneidete jene einfachen Menschen um ihr angebliches Glück — „Vollglück in der Beschränkung", sagt Jean Paul — um ihre Sittenreinheit. So entstand die bukolische Poesie, die Idyllendichtung. Aus dem übersteigerten Lebensgenusse und aus den politischen Intrigen Roms heraus besang Virgil die Natur in gleicher Weise; und der vornehme Römer flüchtete aus der Hauptstadt auf sein Landgut (villa), um „fern von Geschäften glücklich zu sein", wie Horaz sagt.

Und solche Flucht in die Natur wiederholt sich, geistig und sozial fast gesetzmäßig zu allen Zeiten. So zunächst mit bewußter Nachahmung der Antike in der italienischen Renaissance. Noch heute sehen wir in der Umgebung von Florenz die Villen der großen und reichen Familien des 15. und 16. Jahrhunderts und erkennen, wie sich einst der ursprünglich zu wirtschaftlichen Zwecken erworbene Grundbesitz zur Erholungsstätte, die ehedem trotzige und wehrhafte Burg zum Lustorte umwandelt. Zugleich wandelten sich kalte und rücksichtslose Staatsmänner wie Cosimo und Lorenzo Magnifico dei Medici draußen auf ihren köstlichen Landsitzen zu heiteren und geistreichen Gesellschaftern um, fanden ihre harmlose Lust darin, an den eigenhändig gepflanzten und gepflegten Reben die Trauben zu schneiden.

Dann später, im 18. Jahrhundert, begehrte wiederum das enge und gezierte Hofleben der vielen großen und kleinen absolutistischen Fürsten nach Eremitagen, Solitüden, Chateaus, allwo man Einsiedler, Hirten und Schäfer spielte, wo man in der Kühle kostspieliger Wasserkünste eine „durch enjoliment verhübschterte" Natur genoß. J. J. Rousseau und Albrecht von Haller brachten wieder andere Begriffe von Natur zur Geltung. Beiden ist besonders erst die Erschließung der Alpen zu verdanken, die besonders im Mittelalter nur als Stätte der Wildnis und des Grausens gefürchtet waren. Nun kamen allmählich die Reisen in die Schweiz auf; die Goethe'sche ist ein klassisches Beispiel dafür, wie sich ästhetische und wissenschaftliche Naturbewunderung, erstere durch Rousseau, letztere durch Haller angeregt, in einander verwoben. Die Erschließung des deutschen Hochgebirges setzte noch viel später ein. Am spätesten wurde die See aufgesucht; denn so lange die Schiffahrt auf Wind und Segel angewiesen war, blieb auch das Meer in der menschlichen Vorstellung nur das „Ungeheuer", als welches der Ozean in der bekannten Opernarie besungen wird. Aber zuletzt blieben von der „Natur" nur die Polargegenden noch als unbesucht übrig. Heute sind auch diese Gegenden Ziel der Reiselust geworden. So ändern sich die Zeiten und wir uns selbst in ihnen. Das Aufsuchen der Natur ist eine unbedingte soziale Notwendigkeit geworden. Der Umfang der Städte hat ganz unvergleichlich zugenommen. Die Anforderung an den Menschen, die Arbeitsbedingungen für Hand und Haupt sind viel schwerer geworden, während die Eindrücke der Umwelt immer geräuschvoller und Nerven angreifender werden. Die Wanderung in die Natur zum Zwecke physischer und psychischer Erholung wird dadurch für den modernen Menschen geradezu Pflicht gegen sich selbst.

Merkwürdig ist nun aber, daß es die Natur selbst ist, die durch ihre Selbstoffenbarung den Menschen instand setzte, ihre Schrecken zu überwinden, sich ihr vertraut zu nähern und an ihrem Anblicke zu erlaben. Die neuzeitliche Naturerkenntnis und die daraus gefolgerte Technik hat das vermocht. „Wir haben die Natur besiegt", pflegt der Mensch unseres Zeitalters zu sagen. Aber hat die Natur nicht selbst uns Menschen besiegt, unsere Unkenntnis, unser Unvermögen, unser ganzes ehemaliges Verhalten zu ihr? — Freilich ist auch wiederum in unserer gesamten Naturanschauung ein Rückschlag erfolgt, und zwar ein sehr ernst zu nehmender. Denn gerade die Naturforschung der beiden letzten Generationen zeigt uns überall in der Natur nicht mehr jenen „Frieden", jene Idyllen, die einst die Dichter schwärmerisch in sie hineintrugen, sondern ein stetes, hartes Walten der Kräfte, ein immerwährendes, mitleidsloses Vernichten von Leben, den „Kampf ums Dasein". Kann und muß solche Erkenntnis, die daraus folgende unerbittliche Ernüchterung aus Träumen, uns nun die Freude an der Natur nicht beeinträchtigen, ja vielleicht gar unmöglich machen? Nein. Denn wir wissen heute auch sehr wohl zu unterscheiden, daß es ein doppeltes Verhältnis zur Natur gibt, ein rein objektives und ein persönliches. Dort ist sie Gegenstand der äußeren Erfahrung, der Wirkung auf uns selbst, der ästhetischen. Und da nehmen wir sie mit Recht als eine Wohltäterin an, bei der wir für Leib wie Seele nach wie vor Stärkung finden können und sollen, wenn wir uns ihr nur frei und fröhlich nahen und sie verständig zu bewundern und zu genießen wissen.

Nur eine kleine Warze.

Eine lustige Diebesgeschichte von **Kurt Miethke.**

Nachts gegen drei Uhr schrillte eine Klingel durch das Haus. Der Antiquitätenhändler Kramm fuhr verwirrt aus dem Schlaf und sah aus dem Fenster auf die Straße. Unten stand ein Mann, der ihm leise zurief: „Lassen Sie mich ein! Sie können das große Geschäft Ihres Lebens machen."

„Rutschen sie mir den Buckel herunter!" rief Kramm.

„Ich habe die herrlichste Elfenbeinplastik der Erde", sagte der Fremde.

Kramm keuchte: „Ich mache auf". Zwei Minuten später ließ er den nächtlichen Besucher ein, nicht ohne ihn mit dem Revolver in Schach zu halten. Kramm war Liebhaber von Elfenbeinplastiken, er streckte die Hand aus: „Was haben Sie für eine Elfenbeinplastik?"

„Eine indische Miniaturplastik, den tanzenden Gott Schiwa darstellend."

Zitternd vor Erregung nahm Kramm das in Papier gehüllte Päckchen entgegen und öffnete es. Er geriet in Begeisterung, als er das Kunstwerk im Schein der Schreibtischlampe betrachtete. „Wundervoll, wundervoll", murmelte er, „aber sagen Sie mal, warum haben Sie eigentlich eine schwarze Maske vorgebunden, guter Freund?"

„Weil ich nicht erkannt zu sein wünsche."

„Haha, sehr gut", erwiderte Kramm und sah den Fremden starr an. Sein scharfer Blick erkannte eine winzige Kleinigkeit: Neben dem rechten Auge des Fremden saß eine winzige kleine Warze, die durch die Maske nicht verdeckt wurde. „Was soll das Ding hier kosten?" fragte Kramm.

„Fünfhundert Mark."

„Fünfhundert!" schrie Kramm aufgeregt. Das „Ding" hatte mindestens einen Wert von zwanzigtausend Mark.

„Nun gut, vierhundert", sagte der nächtliche Besucher, der offenbar angenommen hatte, fünfhundert Mark sei zu hoch gefordert gewesen.

Kramm bezahlte grinsend dreihundert und ließ den Mann mit der Maske schmunzelnd auf die Straße. Dann schloß er die Ladentür und setzte sich verzückt an den Schreibtisch, um die Plastik immer wieder von neuem zu betrachten. Erst um sechs Uhr früh ging er ins Bett. Gegen zehn Uhr stand er auf und klingelte nach den Morgenzeitungen.

„Aha!" freute er sich, als er einen Blick auf die Schlagzeile getan hatte: „Riesiger Einbruch bei dem Kunstsammler Bareck! Berühmte indische Elfenbeinplastik geraubt! Wert dreißigtausend Mark."

Der Artikel schilderte genau den Ort der Tat, die einzelnen geraubten Gegenstände, deren wertvollster der tanzende Schiwa war, sprach in beredten Worten über den Schmerz des Kunstsammlers Bareck, den auch die Tatsache nicht trösten könne, daß sein Besitz hoch versichert war. Kramm zog sich pfeifend an, rasierte sich säuberlich und bestellte sein Auto. Mit dem er zur Carola-Versicherungs-Gesellschaft fuhr. Er bat um eine Unterredung mit dem Direktor. „Angenommen, Herr Direktor", sagte er, „Sie hätten eine Versicherungssumme von zehntausend Mark zu zahlen. Nun kommt jemand und sagt: ‚Das Geld können Sie sparen.' Wieviel Belohnung würden Sie dem Mann geben?"

„Ich verstehe nicht recht."

„Sie verstehen sehr gut. Wenn der Jemand Ihnen nachweist, daß Sie die Summe nicht zu zahlen brauchen, was geben Sie ihm?"

„Fünfzehn Prozent."

„Na, sehen Sie! Und wenn der Wert zwanzigtausend Mark beträgt? Dasselbe, nicht wahr? Und wenn die gestohlene Sache dreißigtausend wert ist?"

Der Direktor sprang auf: „Wissen Sie etwa was von dem gestohlenen Schiwa?"

„Wer weiß! Wollen Sie bitte einen Scheck über viertausendfünfhundert Mark ausschreiben? Und versprechen Sie, zu schweigen?"

„Wieso?"

„Schreiben Sie, Herr Direktor! Schreiben Sie! Und schweigen Sie!"

Der Direktor schrieb und schob Kramm den Scheck zu. Der griff in seine Manteltasche und stellte den tanzenden Schiwa auf den Schreibtisch. Der Direktor packte ihn erregt mit beiden Händen. „Wir sind Ihnen zu größtem Dank verpflichtet, Herr Kramm."

„Macht bitte fast gar nichts", erwiderte Kramm und steckte den Scheck in seine linke Brusttasche. „Guten Morgen!"

Kramm bestieg sein Auto und ließ sich zu dem Kunstsammler Bareck fahren. „Morgen, Herr Bareck. Mein Beileid zu dem schmerzlichen Verlust, der Sie betroffen hat."

„Ja, ist es nicht entsetzlich, Herr Kramm? Meine geliebte Elfenbeinplastik!"

„Seien Sie unbesorgt, Sie bekommen sie wieder."

„Wie? Was? Wieso?"

„Diese Nacht war ein Dieb bei mir, der sie mir verkaufte. Ich mußte fünftausend Mark dafür zahlen. Ich zahlte jedoch gern, da ich ja wußte, daß Sie mir das Geld unbedingt wieder geben würden. Der Dieb hatte eine schwarze Maske auf. Tja. Leider saß die Maske nicht ganz fest. Die Augenschlitze ließen ein wenig vom Gesicht sehen. Der Dieb hatte eine kleine Warze neben dem Auge, oben an der Nasenwurzel. Und zwar eigentümlicherweise genau an derselben Stelle, an der Sie auch Ihre kleine Warze haben, Herr Bareck . . ."

Bareck knirschte heiser: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich?" fragte Kramm unschuldig. „Ich habe doch keine Silbe von Versicherungsbetrug gesagt. Oder haben Sie was gehört? Aber meine Zeit drängt. Wollen Sie mir bitte den Scheck über fünftausend Mark ausschreiben, lieber Herr Bareck?"

Wütend schrieb Bareck. Gelassen nahm Kramm den Scheck und steckte ihn zu dem ersten in die linke Brusttasche. „Der Schiwa wird Ihnen von der Versicherung ausgehändigt werden."

„Elender Bursche!"

„Wen meinen Sie damit? Den Schiwa? Das wäre ja Lästerung. Übrigens, Herr Bareck, wenn Sie mal Zeit haben, besuchen Sie mich doch gelegentlich mal. Ich habe ein vorzügliches Mittel zur Warzenbeseitigung, das ich Ihnen gern mitteilen werde."

Dann aber beeilte sich Kramm, hinauszukommen; denn Bareck sah so aus, als ob er ihn vor Wut gleich auffressen wollte. Und außerdem mußte der Antiquitätenhändler doch auch noch vor der Mittagspause auf der Bank sein. Um zwei bezaubernden kleine Schecks einzulösen . . .



Bunte Chronik



* **Seltsame Lebensrettung.** Der berühmte englische Maler James Thornvill hatte den Auftrag erhalten, die Decke in einer der Kapellen der St. Pauls-Kathedrale in London anzumalen. Das Gerüst ragte mehrere hundert Fuß über den Steinboden des Kircheninnern empor. Aber man hatte es trotzdem nicht für nötig gehalten, den Künstler durch Anbringung eines Geländers gegen die Möglichkeit eines Absturzes zu schützen. Eines Tages hatte Thornvill gerade den Kopf des Heiligen Paulus vollendet. Er wollte prüfen, wie der Kopf aus der Ferne wirke, und, mit der Hand die Augen beschattend, entfernte er sich, immer rückwärts gehend, Schritt um Schritt von dem Gemälde. Er vergaß, im Anschauen seines Werkes versunken, völlig, daß er sich auf einer geländerlosen schmalen Plattform befand. Lord Arundel, sein Freund, bemerkte plötzlich die Gefahr, in der der Maler schwebte, denn nun trennte ihn nur noch ein Schritt von dem Rand der Plattform, von der er in der nächsten Minute aus schwindelerregender Höhe auf den steinernen Fußboden der Kathedrale herabfallen mußte. Es war zu spät, ihn durch einen Zuruf zu warnen, der Schreck hätte die Katastrophe vielleicht beschleunigt. Lord Arundel hatte im letzten Augenblick einen rettenden Einfall. Hastig nahm er einen dunkel gefärbten Pinsel, der vor dem Bildnis des Paulus lag und warf ihn dem Heiligen an den Kopf, so daß das ganze Gesicht mit dunklen Farbklexen entstellt wurde. „Um Gottes willen", rief der Maler und stürzte auf das Bild zu. „Was hab.n Sie getan?" — „Ich habe Ihr Werk zerstört, aber Ihr Leben gerettet", antwortete Lord Arundel und wies auf die schmale Spanne, die Thornvill von dem Abgrund getrennt hatte. Er erschrak so heftig, daß er ohnmächtig wurde und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Später malte er ein kleines Bild, das die Szene festhält und das sich heute noch im Besitze der Familie Arundel befindet.

* **Unverhoffte Erbschaft.** Daß es im Leben oft romantischer zugeht als in Romanen, beweist ein Vorfall, der sich in Farmersville bei Easton in Nordamerika zugetragen hat. Dort besaß ein Farmer einen alten Geldschrank, der sich fortlaufend vom Vater auf den Sohn und dann auf den Enkel des ursprünglichen Besitzers vererbt hatte, ohne daß er seit etwa fünfzig Jahren einmal geöffnet worden wäre. Der Gutsbesitzer wollte das alte, ganz und gar mit Rost bedeckte Inventarstück verkaufen, versuchte aber zwar noch einmal, ihn aufzuschließen, was jedoch nicht gelang, da auch das Schloß durch Rost ruiniert war. Er ließ den Geldschrank durch einen Schlosser öffnen, und zum größten Erstaunen des Eigentümers zeigte sich nun, daß das Innere des alten Erbstückes mit Geld gefüllt war. Der gesamte Betrag des vorgefundenen Schatzes belief sich auf 30 000 Dollar in Gold. Hoffentlich wird die Erbschaftssteuer nicht gar zu groß sein.

Lustige Rundschau



* **Unzufrieden.** Mutter (zu ihrer jungverheirateten Tochter): „Glaube mir, Edith, die Ehe bringt viele Enttäuschungen mit sich."

„Ja, da hast du recht, Mama, ich wollte Eduard immer einmal Vorhaltungen machen, daß er soviel allein ausginge; aber er bleibt ja immer zu Hause."

*

* **Der gute Ausweg.** Pfifferling hat sein erstes Stelldichein. Pfifferling ist aber knapp bei Kasse. „Liebe Kitty", sagt er zu seiner Angebeteten, „kennst du den Unterschied zwischen der Straßenbahn und einem Auto?"

„Nein."

„Ausgezeichnet, in diesem Falle fahren wir mit der Straßenbahn ins Freie."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.